

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

Overbeck über Nietzsches eigentliche Natur

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

dort entstehen, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft gibt, die der Arbeitenden und die der Müßigen, zu wahrer Mühe Befähigten; oder mit stärkerem Ausdruck: die Kaste der Zwangsarbeit und die Kaste der Freiarbeit. Die Kaste der Müßigen ist die leidensfähigere, leidendere, ihr Behagen am Dasein ist geringer, ihre Aufgabe größer. Der Glaube an die unbedingte Autorität, an die endgültige Wahrheit schwindet selbst in Militärstaaten; in freieren Verhältnissen ordnet man sich nur auf Bedingungen unter, infolge gegenseitigen Vertrages, also mit allen Vorbehalten des Eigennutzes. Entgegen dem überhand nehmenden Verhängnis eines künstlichen Nationalismus soll man sich nur ungescheut als guten Europäer ausgeben und durch die Tat an der Verschmelzung der Nationen arbeiten, wobei die Deutschen durch ihre alte bewährte Eigenschaft, Dolmetscher und Vermittler der Völker zu sein, mitzuhelfen vermögen. Und nochmals gesagt: öffentliche Meinungen — private Faulheiten!

9. Größe heißt: Richtung geben. Nur darauf kommt es an, daß einer die Richtung angibt, welcher dann so viele Zuflüsse folgen müssen; nicht darauf, ob er von Anbeginn arm oder reich begabt ist. Wir gehören einer Zeit an, deren Kultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Kultur zugrunde zu gehen.

War nun Nietzsche selbst der Mann, Richtung zu geben? Besaß er die unwiderstehliche Stoßkraft aus einem Zentrum heraus? Hatte er jenen Grundwillen oder forderte er ihn nur?

Überbeck über Nietzsches eigentliche Natur

Nietzsches Streben
nach Größe



Nietzsche war kein im eigentlichen Sinne großer Mensch. Kein einziges seiner Talente, so reich begabt er war, sicherte ihm an sich die Größe. (Es sei denn das ungewöhnlichste dieser Talente, die Gabe der Seelenanalyse, die ihm denn auch selbst, da er sie vornehmlich an sich übte, so tödlich gefährlich wurde und ihn „entseelte“, lange ehe er starb.) Selbst die Willensstärke war bei ihm nicht zu den exzessiven Dimensionen entwickelt, welche das Grunderfordernis natürlicher menschlicher Größe ist. Denn sich selbst zu behaupten und durchzusetzen, war ihm keineswegs überall leicht, und er hat vielleicht den „Willen zur Macht“ mit solcher Beredsamkeit zum Ideal entwickelt, wie es nur einem möglich war, dem dieses Ideal so sehr als solches vorschwebte und in ihm

selbst nicht eigentlich Fleisch geworden war. Was ihn aber wirklich beherrschte und inne hatte, war das Bestreben nach Größe, der Ehrgeiz im Wettkampf des Lebens (worin er von mir so verschieden und vor mir so ausgezeichnet war), und mit diesem Bestreben als Stachel in sich hat er in der Tat auch den Willen in sich zu einer Gewalt entwickelt, die ihn schon für sich jedenfalls über menschlichen Durchschnitt erhob. Dennoch liegt für mich, der ich ihn doch so innig liebe und zu lieben wohl nie aufhören werde, wenn ich auch zu dieser Empfindung nicht schon am ersten Tage unserer Begegnung gelangt bin, Anlaß zur Frage vor, ob er nicht schließlich lediglich das Produkt der Gewalttätigkeit, mit der er sich behandelte, gewesen ist. Er hatte mich schon ganz für sich „eingenommen“, als ich eines Tages wieder auf die Elementarfrage zurückgeschleudert wurde, bei der, wie ich vermute, viele mit ihm angefangen haben, sei es im persönlichen Verkehr oder in dem mit seinen Schriften. Bald nach Erscheinen seiner „Geburt der Tragödie“ hatte ein schon recht ältliches und halb wahnsinnig schon aussehendes Frauenzimmer aus Holstein, Frau Roaslie Nielsen, ihm anfangs in Briefen und durch Übersendung symbolischer Photographien, unter anderem eines Laokoönkopfes³⁵, mit einer Verfolgung zuzusehen begonnen, die sich freilich schon von vornherein unheimlich genug anließ. Doch hatte es erst ihres persönlichen Erscheinens bei Nietzsche bedurft, um ihm einen unüberwindlichen Schrecken vor dieser Adeptin einzujagen, und ihn unter anderem endlich zu veranlassen, einen ihrer Besuche mit meiner Einwilligung, auf meinem Zimmer — es war an einem November- oder Dezembertage 1873 und noch die Zeit, da wir im selben Hause wohnten — und in meiner Gegenwart zu empfangen. Welche durch Unverhältnismäßigkeit ihrer Gewalttätigkeit lächerliche Szene führte Nietzsche da auf! Sie spielte sich fast ohne Worte in lauter mehr oder weniger grandiosen Gebärden ab, und schloß damit, daß Frau Nielsen, natürlich nicht von mir, — ich war stumm, nicht nur mit der Zunge — buchstäblich der Stuhl vor die Tür des Zimmers gestellt wurde. Die Frage, ob sich nicht eine Theaterzene vor mir abgespielt habe, lag mir nicht fern genug, um ganz auszubleiben, doch warf sie mich für den Moment sozusagen aus allen Himmeln meiner für Nietzsche schon gefaßten Gefühle heraus. So starken Eindrücken sofort Worte zu leihen, ist mir aber durchaus nicht gegeben, sie sind zunächst der Verarbeitung in mir besonders sicher. Das Resultat war denn auch in diesem

Nietzsches
Gewalttätigkeit
gegen sich selbst

Die Szene mit
Frau N. N.

falle, daß ich den Eindruck überwand, und als nun nach wenigen Tagen Frau Nielsen sich, trotz allem, was geschehen war, wieder meldete, entschloß ich mich, gegen sie, wieder für meinen guten Freund einzutreten. Da ich hier lediglich aus dem Gedächtnis erzählen muß, kann ich auch die Art, wie jene abermalige Meldung geschehen ist, nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Schlag Frau Nielsen Nietschen eine neue Zusammenkunft in der Wohnung des Universitätspedells vor, oder rief sie selbst meine Vermittlung an und bin ich es gewesen, dem sie besagten Vorschlag machte — was mir, ungeachtet des Mangels jedes mir noch zurückgebliebenen schriftlichen Zeugnisses dafür, fast das Wahrscheinlichere ist — kurz, ich erschien im Pedellzimmer, um Nietsche von der ihn nun arg plagenden Sache endgültig zu befreien und hatte mit der widrigen Exekution wenigstens Erfolg.

Aber dieser, schon früh in der Zeit meiner Freundschaft mit Nietsche sich einstellende Anlaß, seine „Echtheit“ in Frage zu stellen, blieb nicht der einzige. Der nächste, der mich hart auf die Probe stellte, war sein Verhältnis zu Fräulein Lou Salomé, weniger der aus nächster Nähe miterlebte Anfang dieses Verhältnisses im Frühjahr 1882, als das baldige und jähe Ende, welches es noch vor Schluß des Jahres fand, besonders nach dem nachträglichen und entsprechend unvollkommenen Einblick, den ich in dieses Ende bei meinem Besuch Nietsches in Schuls bei Tarasp im Unterengadin im August 1883 erhielt, wo ich Nietsche sich mit Gedanken an ein Duell mit Rée herumschlagend und im Zustand halb rasender Aufgebrachttheit gegen Fräulein Salomé traf. Dazu kamen die schrecklichen Eindrücke, die ich im Januar 1889 in Turin hatte, als Nietsche sich selbst nicht mehr im Zügel hatte und sich nun ungemeistert vor mir alles Wilde und Leidenschaftliche, was in ihm steckte, enthüllte, das nun über ihn Herr geworden war.

Nietsches
menschliche
Echtheit

Dennoch und alledem zum Trotz, so sehr es mir Bedenken neben anderem auch darüber zurückgelassen hat, ob Nietsche wirklich ein großer Mensch sein mag, was ich am allerwenigsten bezweifeln kann, ist die Echtheit des Menschentums, das er darstellte. Er war alles eher als ein Schauspieler, so sehr es bisweilen danach ausgesehen hat und was in ihm sich dargestellt hat, ist vor allem erlebt worden. Nietsche hat sich allerdings sehr „theatralisch“ entwickelt. Mit sich selbst spielend, hat er sozusagen eine Kulisse nach der andern aus seinem Dekorationsmagazin hervorgezogen, bis das ganze Schauspiel da stand. Das kann aus

seinem Nachlaß jezt jedermann erfahren. Wer ihm so nahe stand wie ich, konnte es „erleben“; das aber ist eben nicht leicht gewesen, und ich selbst bin als Zuschauer beim Schauspiel gar manchesmal deroutiert worden und gestolpert und habe nicht wenig Gelassenheit und Mühsal daran gewendet, um mich im Freundesglauben an Nietzsche zu behaupten. Es ist mir immer wieder im einzelnen gelungen, — den widrigen Erlebnissen folgten entgegengesetzte immer wieder zu dicht auf dem Fuße, — so daß ich nun doch auch im großen nichts als Freude davon habe, wie ich ihn zwar nicht „verstehe“ — was aus mir nicht wohl angeht, — aber doch wirklich „erlebt“ habe. Er ist ein Phänomen, vor dem ich mich immer wieder gebeugt habe und vor dem so getan zu haben ich auch heute nicht bedauere. Ich sage absichtlich „gebeugt“ — denn mich über ihn zu erheben, gerade diese Abgeschmacktheit hat mir stets unendlich fern gelegen, nur daß ich sie nun auch als Abgeschmacktheit besser verstehe. Es hätte mein Verhältnis zu Nietzsche heillos verwickelt und mich selbst nur in heillose Verwirrung gestürzt, wenn ich ihr jemals erlegen wäre. Gerade in diesem Stück waren aber Nietzsche und ich Antipoden: er hat bis zum Extravaganten auf sich gehalten, ich habe es mit mir stets entgegengesetzt getan, und eben damit denke ich am allerwenigsten mich moralisch über ihn zu erheben. Ich glaube hier nur der glücklichere Mensch gewesen zu sein, gewiß nicht der bessere oder höhere.

Nietzsche war, wenn nicht in allen, so doch in vielen seiner Lebensgewohnheiten, insbesondere den sogenannten „täglichen“, der „rangierteste“ Mensch, den ich je gekannt habe. Diese „Rangiertheit“ blickt besonders kräftig noch durch aus seiner Lebensführung in den Tagen, in denen er von sich als einem „fugitivus errans“ redete und in welchen sie sich in gewissen Trümmern mit um so merkwürdigerer Fähigkeit behauptete. Allerdings habe ich aus diesen letzteren Tagen nur Eindrücke aus der Ferne, fast nur solche, die sich auf Briefe gründen, doch glaube ich auch aus diesen mit einer ziemlichen Zuversicht urteilen zu können und wäre es nur um ihrer großen Menge willen. Er hatte, wiewohl „Immoralist“, ungewöhnlich und merkwürdig viel vom „Muster“-menschen. — An Nietzsche wird immer besonders bewundernswert sein die heroische Art, wie er seine Frühreise überwunden hat. Er hat darum nicht vorzeitig aufgehört zu wachsen. Das ging natürlich nicht ohne Gewaltthat an, aber es ist nicht je-

Nietzsches
Selbst-
überwindung

Nietzsches
Morosität

dermanns Sache, Gewalttätigkeit gegen sich selbst zu üben. — Nietzsche fehlte es durchaus nicht an aggressivem Wesen. Nur kehrte es sich bei ihm, sich selbst etwa ausgenommen, nie gegen Personen, sondern stets gegen Dinge oder Ideen und auch seine „Morosität“ entbehrte noch eines gewissen heiteren Habitus nicht. Immerhin gebe ich zu, daß insbesondere auch der Verkehr Nietzsches mit Männern es ist, der bei ihm am meisten den Schein des Unmännlichen hatte. Er wich Männern eher geradezu aus als daß er sie geschont hätte. Doch auch hier möchte ich beim besagten Scheine bleiben. — Nietzsche schreibt von sich: „Ich muß ein Engel sein, wenn ich leben will: ihr habt nicht so harte Bedingungen.“ (XII, S. 224.) Nietzsche hatte, so wie ich ihn kennen gelernt habe, manche wenig „engelhafte“ Eigenschaften. Und doch zweifle ich nicht im geringsten, daß an dem eben zitierten Ausdruck über sich selbst etwas ist. — Als seine „stärkste Eigenschaft“ schätzte Nietzsche selbst „die Selbstüberwindung“ (XII, S. 221). Er besaß sie bisweilen nicht mehr als sonst jemand, und doch im ganzen wirklich in ganz erstaunlichem Grade. — Nietzsche hatte alle ungewöhnlichen, für jeden ihm nahe gestellten Genossen verwöhnenden Reize eines Menschen, der beständig in einer Atmosphäre von Geist lebt. —

Nietzsches Vor-
nehmheit, Humor
und Güte

Nietzsches Vornehmheit wird oft an ihm besonders gerühmt, und ich denke gewiß nicht daran, ihm diese Eigenschaft abzusprechen. Dennoch bekenne ich als sein Freund und aus meinen Freundschaftseindrücken unbedenklich, daß neben ihr die Affektation des Vornehmen eine der schwächsten, bedenklichsten Eigentümlichkeiten war. — Nietzsche lachte gern einmal. Nietzsches Schriften, der Zarathustra zumal, bekunden eine Fülle von Humor. Und doch steckt in Nietzsches „Humorlosigkeit“ etwas Richtiges. Nur war es nicht der Humor, der Nietzsche fehlte, wohl aber die Fähigkeit oder doch Leichtigkeit, ihm Leben zu verleihen und ihn, unwiderstehlich von seiner Wahrhaftigkeit überzeugend, aus sich heraus zu setzen. Denn das setzt die Gabe, sich selbst zu vergessen und „gehen zu lassen“ unter allen Umständen voraus, keine besaß aber Nietzsche weniger als sie. Doch wer in jahrelangem, täglichem Verkehr mit dem noch nicht „überspannten“ Nietzsche ihn zu beobachten oder vielmehr sich seiner zu erfreuen Gelegenheit gehabt hat wie ich, von dem begriffe ich kaum, wie er noch dazu käme, sich zu fragen, ob Nietzsche Humor, viel und echten Humor, besaß oder nicht. Denn so schwer es Nietzsche

stets gewesen sein mag, sich „gehen zu lassen“, damals als ich ihn kennen lernte, hatte er noch manche Stunde derart, die seinem Humor das Tor zum Licht und zum Leben weit öffnete und in der man sich mit ihm so gut zu unterhalten vermochte, wie dies nur in der lustigsten Zechgesellschaft geschehen mag, wobei der Alkohol fast nie im Spiele beim Gelage war. Später wird es freilich wohl so gestanden haben, daß der Humor, den Nietzsche in sich hatte, wenn überhaupt noch, nur in dem trüben Trümmerstücke sich zeigen konnte, den man „grimmen Humor“ zu nennen pflegt. — Conrad Ferdinand Meyer läßt Fr. Kögel in einem mit ihm am 1. Oktober 1890 gehaltenen Gespräche sagen, er (Meyer) habe die Eigenschaft, „die Menschen, mit denen ich umgehe, nicht besser zu sehen, als sie sind, sondern schlechter. Ich sehe in scharfen Zügen ihr Profil, ihr Skelett.“ Das wäre ein merkwürdiger Unterschied von Nietzsche, der vielmehr die entgegengesetzte, viel, viel seltenere Eigenschaft hatte, seine Umgebung zu idealisieren, mit allem wechselnden Glücke, das man eben beim Idealisieren erlebt.

Was seine Genialität im höchsten Sinne betrifft, so hat Nietzsche an sie selbst oder, kurz gesagt, an sich selbst nicht geglaubt. Ich habe darüber in meinem vertraulichen Verkehr mit ihm als Freund zu eindringliche Selbstbekenntnisse vernommen — wenigstens in den Jahren, bevor er mit den höchsten Ansprüchen, die er an sich machte, an die Öffentlichkeit getreten war, — als daß mir die späteren äußersten Extravaganzen seines Selbstbewußtseins nicht weit mehr als Zeugnisse jenes Zweifels aufs Herz gefallen wären, denn als Zeugnisse sich meldenden Wahnsinns, wie sie gemeinhin aufgefaßt werden mögen, seit das Publikum in der Lage ist, von diesem Ende Nietzsches aus überhaupt über ihn zurück- und wegzublicken. Auch jetzt gelten sie mir, als was sie mir beim ersten Anblick gegolten haben. Nietzsches Ausgang ist keineswegs, wie seine Gegner meinen mögen, ein Argument gegen seine geniale Begabung, wenn auch vielleicht für die Schranken dieser Begabung. Tragisch scheint mir an dieser nämlich allerdings ihre Einseitigkeit. Nietzsche war ein Genie, aber das Geniale an ihm lag in seiner Begabung als Kritiker. Dieser genialen kritischen Begabung hat er aber die gefährlichste Anwendung gegeben, nämlich auf sich, und damit in wahrhaft letaler Weise gegen sich. Wer einer so genialen kritischen Begabung mit solcher Ausschließlichkeit und Energie sich selbst zum Gegenstand gab, wie er, mußte in Wahnsinn und Selbstzerstörung

Nietzsches einseitige Genialität als Kritiker

enden. Ihm fehlte, was Menschen wie Goethe und Schiller in ihrem großartigen „Bemühen um Veredelung der eigenen Persönlichkeit“ aufrecht erhalten hat, die gewaltige Begabung auch als Künstler. Ich meine, daß Nietzsche selbst in den herzbrechenden Selbstbekenntnissen, die ich ihn in einer Dämmerstunde des Jahres 1873, als wir uns auf dem Sofa meines Zimmers unterhielten, ablegen hörte, nichts anderes im Sinne gehabt hat. Redete er auch damals nicht so deutlich und insbesondere ohne andere als sich zu nennen. Nietzsches Künstlerbegabung ist eine zu beschränkt rhetorische gewesen. Auch das sagte er damals nicht mit Worten, aber so deutete ich mir seine damals kundgegebene Verzweiflung an sich selbst überhaupt.



Über den schwermütigen Ausklang von Nietzsches akademischer Tätigkeit in Basel erzählt uns Scheffler eigen Erlebtes; er hatte nach Ablauf des Sommersemesters 1876 Wohnsitz in Freiburg genommen, wohin sein Vater, ein hoher Militär, eben versetzt worden war, und erschien in Basel nur noch, augenleidend wie er gleich Nietzsche war, zur Konsultation eines Spezialarztes und zur Vorbereitung seiner Doktorpromotion in Kunstgeschichte bei Jakob Burckhardt: „Da begegnete ich eines Tages Köselitz wieder auf der Straße. Er war in seiner Freundlichkeit der alte, ja es kam mir sogar vor, als ob ein noch herzlicherer Ton in seine Worte gekommen wäre. Daneben freilich erschien er mir gedrückt, wie voll Sorge. Ich frug nach Nietzsche. Hier erfuhr ich denn, was auch mich bestürzt machte. Es sei seit den letzten Zeiten immer mehr bergab mit dem verehrten Manne gegangen. Seine Nerven seien so gereizt, daß er selbst die Schwester veranlaßt, ihn zu verlassen. Nun käme er, Köselitz, wohl an die Reihe. Nietzsche wolle durchaus allein sein, ja überhaupt von Basel fort. „Und seine Vorlesungen?“ „Er hält sie noch, aber wie!“ „Gehen wir ihn zu hören! Ich habe jetzt auch keine andere Gelegenheit, ihn zu sehen, vielleicht zu sprechen. . .“ Köselitz folgte meinem Vorschlag nur widerstrebend. Da es aber um die Stunde war, wo Nietzsche sein Kolleg hielt, machte er meinen Begleiter. Vorträge über die griechische Lyrik! Vier bis fünf kleine Muckerlein saßen vor Nietzsche auf den Bänken. Also wirklich einmal Hörer!“ — Das ist irreführend. Nietzsches offizielle Zuhörerliste war stets so besetzt wie ein klassischer Philologe in Basel es erwarten

Das Kolleg über
die griechische
Lyrik

kann: SS. 1876 „Vorplatonische Philosophen“, 10 Zuhörer, „Platos Leben und Lehre“ 19; im Seminar (Hesiod) 9. WS. 1878/79 in den „griechischen Lyrikern“, 13 Zuhörer; im Seminar (Plato) 8. — Scheffler fährt fort: Und Nietzsche selbst? Er war zum gewöhnlichen Schulmeister für diese Knäblein geworden! Nichts von der prophetischen Erhabenheit und Ruhe, mit der er zu uns einst über den hellenischen Pessimismus gesprochen. Unruhig suchte auch er nur nach seinen Belegstellen. Der Vortrag war fortwährend unterbrochen, gequält, kurz schlecht. Nur einmal traf uns sein Auge mit freierem Ausdruck. Als er auf die schulmäßige Aneignung und Behandlung des Poetischen (wie Burckhardt!) als auf ein Erbübel unserer Bildung schalt! . . . Mir aber schnitt es ins Herz, Nietzsche in solcher Rolle vor mir zu sehen. Auch hatte sich seine gewohnte Müdigkeit bis zu wahrer Erschöpfung während der Vorlesung gesteigert. Er begrüßte mich nach derselben auch nur zerstreut und kurz. „Es ist vielleicht seine letzte gewesen!“ bemerkte Köselitz, als Nietzsche den Hörsaal verlassen. Die letzte zum wenigsten war es, die ich von Nietzsche, dem Professor, gehört! Denn die bevorstehende Promovierung führte mich noch einmal nach Freiburg zurück. Dann reichte ich meine Dissertation ein, bestand auch bald darauf meine Prüfung und sollte nun in der Universitätsaula meine Weihe als Humanist empfangen, die in der Renaissanceluft Basels mir von besonderem Eindrucke war. Das Bildnis des Aeneas Sylvius Piccolomini, als ich meine Doktorrede hielt, mir zu Häupten! Und in der Korona vor mir — Jakob Burckhardt, der größte und echteste Humanist, den die neuere Zeit gesehen! Als ich seinen Handschlag, seine Umarmung nach der beendigten Zeremonie bewegt fühlte, schien mir nichts mehr an dem Glücke der Stunde zu fehlen. Oder doch noch etwas? Hatte ich ihn wirklich nicht bei der feierlichen Gelegenheit vermist: ihn — Nietzsche?! Der Gedanke ihn aufzusuchen, da er nicht gekommen, wurde mir zu so plötzlichem, festem Entschlusse, daß ich meine Erkundigungen nach ihm, die wie Abmahnungen klangen, nur halb erfaßte. Er wohne als völliger Einsiedler jetzt weit vor dem Tore. Mit der Universität habe er jetzt gar nichts mehr zu tun. Aber auch sonst fehle aller Zusammenhang mit der Welt. Selbst der letzte seiner Getreuen habe ihn inzwischen verlassen. . . . „Peter Gast“? fragte ich beklommen. Man bestätigte es mir mit einem Kopfnicken.“ Nur war mit Gasts Weggehen

Die Erlahnung
der Spannkraft
als Lehrer

Der Schluß von
Nietzsches Basler
Aufenthalt

der letzte von Nietzsches Getreuen keineswegs geschieden: Overbecks waren da; bei ihnen ist Nietzsche während des letzten Basler Winters 1878/79 wie zu Hause gewesen. Überhaupt schöpft Scheffler seine Erinnerung an seinen vergeblichen Versuch zum Abschiednehmen, bei Nietzsche vorzusprechen, aus einem offenbar zu flüchtigen Eindruck. Er war, wie er erzählt, schon durch die äußeren Begleitumstände stark impressioniert: der Name „Bachlettenstraße“ fährt ihm „wie ein Schauer durch die Glieder“, der Anblick des Jura stimmt ihn nicht heiterer: „Diese langgezogenen, järgähnlichen Profile vollendeten nur zu sehr den trüben Eindruck der Landschaft.“ Die Straße nach Binningen (nicht Arlesheim), war keine Pappelallee, es standen nur zwei stämmige großbuschige Pappeln vor dem sauberen, durchaus nicht alten oder zerfallenen Häuschen, in dem Nietzsche wohnte — jedoch nicht im Erdgeschoß wohnte, sondern in zwei ganz netten Stuben der einzigen ersten Etage mit seinen eigenen Möbeln. Da das Häuschen niedrig war, war Nietzsche von der Straße aus am äußersten Fenster unter Umständen sichtbar. Oder sollte ihn Scheffler mit einem alten Mann verwechselt haben, der im Erdgeschoß hinter kleinen und schlechten Scheiben hauste, und dann angstvoll den Schritten des Davongehenden nachlauschte; auf Nietzsche träfe diese letztere Beobachtung kaum zu. Nietzsche selbst hat bei Overbecks einmal mit Entsetzen diesen Mann geschildert und die Befürchtung nicht verhehlt, er könnte, wenn ihn einmal jemand draußen aufsuchen wollte, mit ihm verwechselt werden.

Nietzsches Wegzug
von Basel

— — „Seinen endlichen Abgang von Basel kann ich nur halb beklagen: wegen der traurigen Gründe, die ihn dazu nötigen; daß er nun vollere Muße gewinnt, sich allein auf seine Dinge zu konzentrieren, ist nur ein Glück für ihn. Was eigentlich an dem akademischen Dozieren daran ist, weiß ich ja auch genugsam: wenig genug: man tut sich selbst nie genug und verschwendet doch eine greuliche Arbeit an eine Herde von Menschenkindern, von denen neunundneunzig Hundertstel keinerlei Bemühung wert sind und der Hundertste uns nicht braucht. Aber was soll mit ihm ohne Vorleser werden? Daß er nicht in Basel bleiben mag, versteht man ja leicht; nach Naumburg wird er auch dauernd nicht wollen (vgl. Siebenkäs!) — was soll er nun für einen Ort wählen? Als Menschen wird es ihm nie ganz fehlen; denn er hat die seltene Gabe, seine Umgebung von sich aus zu steigern, so daß alles Beste in ihm heraustritt und funkelt,“ so schloß Rohde seinen Brief an

Overbeck und fügte bei: „Für Sie ist dieser Verlust unerseßlich,
so wenig Sie auch in letzter Zeit von ihm und seinem Werk

wenig
haben

Is er

Mei=

der

= tat

warf

hrieb

Ge=

nhalt

ssend

von

rfach

amt=

ng,

vor

fsche

erde

ardt

eben

iesen

von

aus=

he“.

ückte

zifen

ver=

ardt

—

igen

be=

nie

364:

be=

277

Die Widmungs-
verse an
Burckhardt

Die
Zweitwidmung
an Overbeck

der letzte von Nietzsches Getreuen keineswegs geschieden: Ober-
beck's waren da; bei ihnen ist Nietzsche während des letzten Basler

Wint
ler se
nehm
tigen
Begle
straße
blick
jargä
der L
war
buschi
zerfal
Erddg
zigen
niedri
fenste
einem
kleine
Schrit
diese
beck's
fürcht
drauß

Nietzsches Wegzug
von Basel

beßlag
daß e
zu for
akade
genug
greuli
neum
der F
Vorle
man j
(vgl.
Men
Gabe
in ihr

An J. O.
Hut die Lief mir erwünscht

Lie folgen frucht auf die

Ist es kein bsp. ist ob Geistes

Nun kann müssen sein

Basel im 12

Widmungsblatt Nietzsches

Overbeck und fügte bei: „Für Sie ist dieser Verlust unersehlich,
so wenig Sie auch in letzter Zeit von ihm und namentlich so wenig
haben

Is er Die Widmungs-
Mei= verse an
der Burckhardt

s tat
warf
hrieb
Ge=
nhalt
ssend
von
rfach
amt=

ng,

vor
sche
erde
ardt
eben
iesen
von
aus=
he“.
ückte
eisen
ver=
ardt
e —

Die
Zweithöndmun
an Overbeck

igen
be=
nie
364:
be=

0.

ist, gütlich Abschied nimm und
Lefämung,
auf die, Freund meine Freunde,
guckst.

guckst, daß ich den Kunden
nach bin,

guckst, golden und reichlich
ist saß.

12ten März 1879. F. N.

Wiesches an Overbeck

der letzte von Niebhsches Getreuen keineswegs geschieden: Ober-
beck's waren da; bei ihnen ist Niebhsche während des letzten Basler

Wint
ler je
nehm
tigen
Begle
straße
blick
jargä
der
war
busch
zerfal
Erdg
zigen
niedri
fenste
einem
kleine
Schr
diese
beck's
fürcht
drauf

Niebhsches Wegzug
von Basel

beßla
daß e
zu kon
afade
genue
greul
neum
der E
Vorle
man
(vgl.
Me n
Gabe
in ih

Overbeck und fügte bei: „Für Sie ist dieser Verlust unerseßlich, so wenig Sie auch in letzter Zeit von ihm und namentlich so wenig freie Stunden Sie mit ihm und seinem Leiden gehabt haben werden.“

Und was hatte Nietzsche damals Overbeck zu sagen? Als er ihm in den Tagen des Abschiedes die eben erschienenen „Meinungen und Sprüche“ überreichte und nach einem Worte der Freundschaft suchte, seine Gabe damit zu begleiten — was tat er? In einem seiner Notizbücher vom Jahre 1877/78 entwarf er eine Widmung für Jakob Burckhardt. Im Mai 1878 schrieb er fünf solcher poetischer Widmungen ins Reine. Bei einem Gespräche mit Nietzsches Schwester soll Jakob Burckhardt den Inhalt jener Zuschrift als allzu schmeichelhaft und nicht auf ihn passend abgelehnt haben, dies alles in bezug auf den ersten Band von „Menschliches, Allzumenschliches“ und in dem bereits mehrfach veröffentlichten Wortlaut (Biographie II, S. 292 und Gesamtausgabe Band VIII):

„Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solch Gewächs Dir einst reicher und schöner erblüht.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Größeren nachgeh',
Wenn er des goldnen Ertrags eigener Ernten sich freut.“

Hier spricht er es aus, vor einem Größeren zu stehen, vor einem Schaffenden, in dessen Spuren er selber ging; Nietzsche scheint damals der Meinung gewesen zu sein, Burckhardt werde der Welt demnächst ein neues Buch schenken. Ob Burckhardt diese Widmung abgelehnt hat, oder ob sie an ihn unterblieben ist, bleibe dahingestellt; Tatsache ist, daß Nietzsche hinterher diesen Spruch zum Abschiedsgruß an Overbeck bestimmte, ehe er von Basel schied³⁶. Diese Zweitwidmung begleitete den eben herausgekommenen Band der „Verschiedenen Meinungen und Sprüche“. Es lag keine Zurücksetzung darin; nicht eine halb ausgedrückte Frucht war es, was er ihm zudachte, — er hat sie aufs neue reifen lassen, so daß sie schöner wurde, als zuvor. Er nennt Overbeck „Freund meiner Freuden“ — ein Prädikat, das Burckhardt nicht zugeordnet gewesen war. Auch in Overbeck witterte er — wie sich ergab, ebenso mit Unrecht — den Verfasser eines künftigen großen Werkes und versicherte ihn des Mitglücks an der bevorstehenden Ernte. Seinen nächsten Freunden ist Overbeck nie als unproduktiv erschienen; auch Treitschke schrieb ihm schon 1864: „Wir wollen noch was Rechtes aus Dir heraus schlagen“ und be-

Die Widmungs-
verse an
Burckhardt

Die
Zweitwidmung
an Overbeck

merkte noch zwanzig Jahre später, er halte Overbecks liebevolle und bescheidene Natur „für zehnmal produktiver als Nietzsche“ (Basler Jahrbuch 1906, S. 187 u. 168). Nietzsches Freundeschaftserwartung fand folgenden Ausdruck:

An F. O.

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solche Frucht auch Dir, Freund meiner Freuden, gereift.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Erntenden nah bin,
Wenn seiner Mühn Ertrag golden und reichlich sich häuft.

Basel, den 12. März 1879.

F. N.

Basel als
Hemmung in
Nietzsches
Entwicklung

Beruhigen wir uns nun auch noch darüber, daß man von seinen Basler Jahren eigentlich doch nicht wie von einer halb verlorenen Zeit, in der er Unerseßliches versäumt habe, reden darf. Wenn irgendwo, so dürfen wir hier sein Rezept vom Amor fati in Anwendung bringen. Wie von ausnahmslos allen Dingen, die für ihn aus dem Bereich der Gleichgültigkeit herauswuchsen und sein wirkliches Interesse in Anspruch nahmen, läßt sich auch von seiner Basler Zeit ein Parallelismus das Dafür und Dawider aus seinen Aussprüchen völlig gleichwertig gegenüberstellen. Seine Schwester teilt uns mit (Biographie II, S. 327), er habe an den Rand einer Stelle bei Guyau, wo der verhängnisvolle Instinktfehler des Genies beklagt wird, seine Zeit mit unebenbürtigen Dienstleistungen zu verlieren, mit eigener Hand geschrieben: „So war meine eigene Existenz in Basel“. Wie sehr er aber gerade seine Professorentätigkeit in Basel wieder geschätzt hat, geht aus einer Äußerung hervor, die er zu einer Zeit getan hat, wo es sich für ihn darum handelte, seine Existenz in Basel gegen seinen Lebensraum, das freigeistige Freundesloster, wirklich einzutauschen (Biographie II, S. 119): „Ich preise Basel, weil es mir erlaubt, ruhig wie auf einem Landgütchen zu existieren. Dagegen ist mir schon der Klang eines Berliner Organs verhaßt wie die Dampfmaschine.“ Mag er auch durch die Tatsache, daß er Philologe blieb, in der Tat nebenaus gegangen sein und sich unnötig zersplittert haben: warum hat er in Basel nicht Ernst damit gemacht, für seinen philologischen Lehrauftrag einen Ersatz zu suchen!

Schon sehr frühe hatte er sich in diesem Gedanken aufgeregt; schrieb er doch Rohde bereits im Februar 1871 (Briefe II, S. 221): „Große, noch nie dagewesene Transaktion, Transfiguration, Transsubstantiation!! — Wir haben vielleicht Aussicht, nächstes Semester zusammen zu verleben. Du als mein Nachfolger und

ich — als Universitätsphilosoph!! — Teichmüller verläßt jetzt Basel, um nach Dorpat zu gehen, und ich habe mich gemeldet und um seinen Lehrstuhl beworben: mit der bestimmten Erklärung, daß Du als mein Nachfolger nach Basel in meine jetzige Stellung berufen wirst.“ Darauf antwortet Rohde (S. 225): „Jedenfalls begrüße ich Deinen Entschluß, von der *isotopia* zur *soopia* überzugehen, freudigst: ich denke, selbst beatus Arthurus würde wohl zu solch einem „Philosophieprofessor“ gnädig gelächelt haben, der, von seinem Geist durchdrungen, der Welt die Wahrheit zurufen wird.“ Aber während Nietzsche in Tribschen war, wurde der philosophische Lehrstuhl an Rudolf Eucken vergeben. Bei der nächsten Vakanz (1874) waren seine persönlichen Freunde Max Heinze und Romundt in Frage. Das Jahr darauf, als Heinze nach Königsberg übersiedelte, scheint Nietzsche weitere Anstrengung, sich in den Besitz des philosophischen Ordinariats zu setzen, nicht mehr gemacht zu haben. Selbst wenn es dazu einer kleinen Palastintrigue bedurft hätte — Nietzsche war zur Zeit seiner „Unzeitgemäßen“ in Basel so verehrt und anerkannt, daß man ihm die heftigen Angriffe aus Deutschland nichts anhaben ließ und also wohl auch auf seine Bitte um Versetzung auf den philosophischen Lehrstuhl eingegangen wäre, wenn er selber dies richtig überlegt hätte — aber es blieb doch da bei ihm wie so oft beim Traume und zaghaft verstohlenen Seitenblicken.

Zuzugeben ist also, daß die zehn Jahre Philologie für ihn in der Tat eine Fußangel bedeuteten; daß aber auch für ihn, so gut wie für Overbeck die Professorenexistenz in Basel an und für sich ein Asyl und Schutzdach war. Die Vorteile waren gerade für einen ins Allgemeine strebenden, über sich hinaus wollenden Gelehrten in Basel außerordentlich: nur die Wohltat der akademischen Organisation als solcher und im übrigen keinerlei Patentheit oder Cliquenzwang. Und allein schon unter dem Gesichtspunkte der erhaltenen Anregung war die Gewohnheit der eintägigen Dozenten Spaziergänge, gewöhnlich am Samstag Nachmittag nach Grenzach oder sonst in ein badisches Weindorf hinaus, wahrlich nicht zu unterschätzen; wirklich bedeutende Kollegen wie Jakob Burckhardt und Rüttimeyer waren da dem zwanglossten Verkehre zugänglich — und selbst wenn sich Nietzsche aus Gesundheitsrücksichten die Teilnahme an dieser intellektuellen Geselligkeit mehr und mehr versagen mußte, so war auch hierin Overbeck Mittelsperson, hielt ihn dennoch auf dem Laufenden, hinterbrachte

Der philosophische
Lehrstuhl

Die Vorzüge des
Basler Auf-
enthaltes für
Nietzsche

ihm alles Geeignete, so daß Nietzsche auch als Kranker nicht leer ausging. Man schelte also Basel nicht; es gewährte ihm trotz allem für die Werdezeit einen sicheren Halt. Bekanntlich hatte er später seine „Basileophobie“ auf die angeblich völlige Unbekömmlichkeit von Basels Klima zurückführen wollen; aber das war eine Schrulle. Oder wenn etwas daran ist, so müßte es durch einen ernsthaften hygienischen Nachweis belegt werden, während es sich einstweilen nur um Nietzsches eigene dilettantische Grübeleien handelt. Wo wäre Nietzsche, schwierig zu beherbergen wie er bei seiner brüchigen Gesundheit überhaupt war, besser aufgehoben gewesen als in Basel. Etwa in einer deutschen Großstadt oder einer deutschen Kleinstadt? Oder schon damals im Engadin? Oder schon damals in Italien? Er hat ja dann alles durchprobiert und es außer dem Sommer in Sils nirgends auf die Dauer ausgehalten. Da bilden denn doch die zehn Jahre Basels eine gewisse Stetigkeit; er verfügte wenigstens über einen Nachgeschmack von Sesshaftigkeit, der ihn überhaupt befähigte, aus der Erinnerung Hoffnung zu schöpfen, daß es auch mit ihm wieder einmal zu einer Stabilität der äußeren Erscheinung komme — eine Hoffnung, die sich zwar nicht mehr erfüllt hat, solange er gesund war, ihm aber doch mehr wie einmal seine sinkenden Lebenskräfte oben hielt. Und vor allem — ohne das Zusammenleben in Basel hätte die Freundschaft mit Overbeck niemals Zeit gefunden, so sichere Wurzeln zu schlagen, um dann so widerstandskräftig zu sein, wie sie es war. Was für eine Bedeutung dieses Freundschaftsverhältnis fast noch mehr als beim gemeinsamen Leben in der Entfernung für Nietzsche gewann, drückt sich in der Tatsache aus, daß beinahe zweihundert Briefe von dem Overbeck'schen Schatze der an ihn gerichteten Zuschriften Nietzsches in die Zeit nach der Amtsniederlegung fallen — bei Overbeck, das wußte er, fand er ein Ohr, gegen ihn konnte er sich aussprechen. Das hat er denn auch reichlich getan, und ohne Kenntnis dieser Briefe ist an einen einigermaßen dem Sachverhalt entsprechenden Einblick in die Zeit des Zarathustra und der Umwertung nicht zu denken. An andere schrieb er nicht oder dann aus künstlichen, unausgeglichenen Empfindungen heraus. Overbeck, hierin dem einzigen, gab er sich wie er war.

Nietzsches
Anhänglichkeit an
seine Professoren
zeit

Nietzsche selbst hat auf die beiden Haupttatsachen seines Baseler Aufenthaltes Gewicht gelegt, einmal daß er in einer deutsch-schweizerischen Universitätsstadt hatte leben können und daß er

Professor war. Er schrieb nach der Rückkehr von Sorrent von Lugano aus an Fräulein von Meysenbug (13. Mai 1877, Briefe III, S. 538): „In Chiasso entfernte sich mein Gepäck auf zwei verschiedenen Jügen voneinander, es war eine heillose Verwirrung, dazu noch Dogana. Selbst die beiden Schirme folgten entgegengesetzten Trieben. Da half ein guter Packträger, er sprach das erste Schweizerdeutsch; denken Sie, daß ich es mit einer gewissen Rührung hörte: ich merkte auf einmal, daß ich viel lieber unter Deutschschweizern lebe, als unter Deutschen. Der Mann sorgte so gut für mich, so väterlich lief er hin und her.“ Welchen Wert er seinen akademischen Titulaturen auch nach Jahr und Tag beimaß und zwar nicht etwa nur zu Nützlichkeitszwecken auf Reisen, sondern in unverminderter Wertschätzung des einst bekleideten gesellschaftlichen Ranges beweist die Namensunterschrift Niehsches als „Professor Doktor“ unter Briefen zum Beispiel an einen Mann wie Gottfried Keller, den er doch seinerseits auch nicht auf seinen Ehrendoktor hin anredete. (Briefe III, S. 211, 213, 217.) Das Urteil der Basler über ihn blieb ihm für alle Zukunft nichts weniger als gleichgültig. Er zeigte sich aufrichtig erfreut, so oft er später in Italien oder im Engadin auf frühere Bekannte aus der Basler Gesellschaft stieß. Er fand dann immer gleich den alten herzlichen Ton und vergaß kaum jemals eines dieser Wiedersehen in seinen Briefen an Overbeck zu erwähnen. Die Rückkehr nach Basel hat er trotz seiner schlechten gesundheitlichen Erfahrungen ab und zu wieder erwogen, wenigstens für kurze Zeit. Mit welcher Hochachtung und Liebe er an diejenigen Basler zurückdachte, denen er freundschaftlich nahegetreten war, bezeugt sein Beileidsschreiben an die Witwe seines Kollegen Prof. Wilhelm Vischer-Heusler (Briefe I, S. 473): „Es werden selten Männer so betrauert, wie Ihr ausgezeichnete Gemahl betrauert wird; von Menschen der verschiedensten Denkweisen und Bestrebungen, die aber alle einmütig in dem Wunsche sind, einen Nachruhm, wie er ihn hat, zu hinterlassen, als treue, uneigennützig, wohlwollend, wohlthätige und unermüdliche Freunde alles Guten und Gerechten. Darf ich hinzufügen, daß mir persönlich ein Stück Leben und Vergangenheit mit ihm zu Grabe getragen wird, an welches ich gerne und mit vieler Dankbarkeit zurückzudenken habe: er gehörte zu den trefflichen Basler Kollegen, die mir, in einer Lebenszeit, wo man noch wenig Anspruch auf Vertrauen machen darf und sich im Grund erst zu „beweisen“ hat, mit einem unbedingten Vertrauen

und hilfreich in Rat und Tat entgegengekommen sind, nach dem Vorbilde seines verehrungswürdigen und mir unvergeßlich teuren Vaters. Noch von meinem letzten Besuche, den ich in Basel machte (vor zwei Jahren, Sie selbst waren verreist —) habe ich den Eindruck jenes tiefen Vertrauens zurückbehalten, welches wir, ich darf es wohl sagen, zueinander hatten.“

Nach der Lektüre der dritten unzeitgemäßen Betrachtung hatte ihn ein hochgestellter Richter durch einen verständnisreichen Brief überrascht; gleich diesem hochverdienten, gemütsvoll versonnenen Basler Herrn haben auch andere Männer der Stadt, die zeitweise mit ihm in täglicher Berührung waren, ihm eine gesteigerte Hochachtung vor seiner Person und seinem Charakter bewahrt. Gewiß sahen sie mit Bangen, wie es bei Nietzsche anfang zu übermenscheln; aber im Vertrauen, daß sich dereinst die Schlacke vom Silberblick des Metalls, aus dem er den neuen Menschen gießen wollte, scheiden werde, erhielten sie ihm ihre aufrichtige Zuneigung unvermindert. Auch Damen, die in den altererbten Anschauungen standen und sich tätig dem Dienste des von Nietzsche schließlich schonungslos angegriffenen Christenglaubens widmeten, haben sich durch seine „ganz abscheulichen“ Ansichten die Verehrung für ihn nicht rauben lassen. Es sind einige reizende Anekdoten im Umlauf, wie man gelegentlich in alten Basler Häusern auf Erinnerungen an Nietzsche und Autographen seiner Hand pocht — zum erneuten Beweise, daß ein einmal empfangener lebendiger Eindruck jeder doktrinären Beurteilung Widerstand zu leisten vermag; gesunder Instinkt für Größe bewahrte diese human angelegten Naturen vor dem Obenaufkommen ordinärer Pöbelanwandlungen, wie sie sich Nietzsche seit jenem „Grenzboten“-Artikel aus den Kreisen der Bildung bis auf den heutigen Tag gefallen lassen muß³⁷.

„Das Pathos
der Distanz“

Endlich wird auch ein im einzelnen nicht mehr nachweisbarer Stimmungsgehalt in Nietzsches Schaffen und damit die atmosphärische Gattung seines Lebenswerkes auf seinen Aufenthalt in Basel zurückzuführen sein. Wohl hat Nietzsche gelegentlich einzelne Vertreter des deutschen Adels zum näheren Umgang gehabt; in Basel aber hat er, gemeinsam mit Overbeck, den zähen Kampf aristokratischer Gesellschaftsinstinkte gegen eine kompakte Majorität intensiv mit erlebt. Die alte Ratsherrenregierung wurde durch eine überlaute Demokratenherrschaft verdrängt; der Freisinn öffnete sich die Pforten des Rathshauses und der Kirche. Damals waren nicht

wie heute die überlieferten Gesinnungen in eine flache, breite Opportunität aufgeweicht; eine geschlossene, ihrer Würde stolz bewußte konservative Minderheit stand noch auf dem Plan. Sie rekrutierte sich vorwiegend aus denjenigen alteingesessenen Stadtfamilien, deren Gastfreundschaft Nietzsche und Overbeck genossen. Da konnten denn diese die Verwunderung einer etwas französisch firnisierten, dem Kerne nach jedoch aus urdeutschen (alemannischen und burgundischen) Elementen sich zusammensetzenden Kultur mit ansehen darüber, was diese phrasenreichen Eindringlinge eigentlich wollten und warum man das alte Basel nicht einfach in Ruhe lasse. Der Gegensatz prägte sich schon rein äußerlich aus: die Vorstadt von St. Alban mit ihren Herrenhäusern und Herrengärten bewahrte ihre stille und vornehme Ruhe. Für jeden, der Nietzsche und der Basel kennt, fällt der Zweifel dahin: sein aristokratischer Eifer und das, was er das „Pathos der Distanz“ nennt, sind Errungenschaften seiner Basler Jahre. Zum Beweise, daß damit nicht zuviel gesagt ist, mag dienen, was Heinrich Gelzer über Jakob Burckhardts konservative politische Gesinnung zu erzählen weiß (S. 69): „Burckhardt war mit Leib und Seele, wie ein antiker Bürger, in seine Polis eingespannt; er fand, ich als Schweizer hätte (nach dem Tode W. Vischers des Sohnes) nach Basel, dem ich so vieles verdankte, zurückkehren müssen. Trotzdem empfing er mich mit unverminderter Liebenswürdigkeit: „Ich begreife, daß Sie nicht zu uns zurück wollen. Das Basel, das Sie wie ich liebten und an dem Sie hingen, war das Basel des Bürgermeisters Karl Felix Burckhardt und des Ratsheeren Wilhelm Vischer. Aber das ist leider dahin und verschwunden. Ich gebe ja zu, daß früher auch nicht alles ideal war. Auch in der guten alten Zeit sah's zuweilen bodenböse aus. Damals wie heute gilt: providentia Dei et confusione hominum Helvetia regitur. Aber die confusio ist bei uns bisweilen groß, anderswo freilich auch. Es sieht trüb aus, daß Gott erbarm. Wir leben hier wie in einer eroberten Stadt. Es ist eine Invasion von Osten her eingedrungen, wie in die Provinzen Rhätien und Vindelicien in den Tagen des hl. Severinus.“ Sein altes Basel liebte Burckhardt zärtlich. Wir sprachen einst über rhodische Geschichte und die dortige Aristokratie, welche Strabo, „Volksfreunde, wenn auch keine Demokraten“ (*δημόφιλοι καί τε οὐ δημοκρατούμενοι*) nennt. „Sehen Sie, sagte er mir, so waren auch die alten Basler Regenten; das waren politische Köpfe und Volksfreunde.“ Das

führte er nun mit vielen Belegen aus. „Wenn nur die Jungen diesen ausgezeichneten politischen Sinn der Alten noch hätten,“ war sein stehender Refrain. Aber die gegenwärtige Entwicklung erfreut ihn nicht. Nicht feindlich, aber mit stiller Resignation stand er ihr gegenüber. Einmal fand er freilich, unsere heutige Schweiz erinnere an das verfallene Griechenland des Polybios.“ So wird denn Nietzsche seine entscheidenden sozialpolitischen Ansichten, die ihn nur mit einer Herrscherklasse und höchstens noch einem bürgerlichen Mittelstande rechnen ließen, nach den in Basel empfungenen Eindrücken gebildet haben.

Alles in allem: „Mein Basel lob ich mir“ — dieser Spruch Nietzsches aus einem seiner Briefe drückt das Grundgefühl an seinem im einzelnen ja manchen Schwankungen ausgesetzten Urteil über seinen Basler Aufenthalt aus. Die Hochachtung vor Basel ist denn auch eine der letzten ganz klaren Gedanken gewesen, die seinem sich verwirrenden Bewußtsein noch zu entrinnen vermochten; in jenem verhängnisvollen Briefe an Jakob Burckhardt zu Anfang des Jahres 1889 aus Turin lautet die Nachschrift am Rande der ersten Seite:

„Sie können von diesem Brief jeden Gebrauch machen, der mich in der Achtung der Basler nicht heruntersetzt.“

Als erste Hälfte von Nietzsches Biographie läßt die Basler Amtszeit die beinahe mathematische Quadratur in Nietzsches Lebenschronologie deutlich erkennen. Der geistige Gehalt seiner damaligen Denkerarbeit, seinem Niveau nach das Gedankenfeld etwa der Schrift Renans *La réforme intellectuelle et morale* kaum überragend, ist noch auf anspruchslose Weise freidenkerisch und gestattet so der künftigen Schaffenshälfte die Möglichkeit eines neuen persönlichsten Überbaues. Mit dem Wegfall der äußeren Bindungen, mit dem Eintritt in die äußere Freiheit war für Nietzsche eine unentrinnbare Fesselung innerer Art verknüpft. Einer Selbstbestimmung, die nun erst zu beginnen schien, blieb in seiner philosophischen Entwicklung kein Raum frei. Sein Geist war ein für allemal befangen, sein Wille ein für allemal determiniert. Auch das folgende Dezennium zerfiel in zwei Lustren, wie das erste: in ein dithyrambisches und in ein kritisches. Aber diesen zweiten Weg ging er nun nicht mehr, er wurde getragen, — getragen vom Wurf des Schicksales, über das er jedoch Herr blieb, indem er sein Verkünder wurde.